

KATE CHARLES | Schuldig, wer vergisst

Das Buch

Callie Anson, Diakonin der All Saints' Church in Paddington, hat alle Hände voll zu tun: Sie weiß nicht recht, wohin ihre Beziehung mit dem Polizisten Marco Lombardi führen soll. Und dass ihr Bruder sich bei ihr einquartiert und dem verhinderten Paar damit jede Möglichkeit zu einer ruhigen Aussprache genommen hat, hilft nicht gerade weiter. Hinzu kommen berufliche Herausforderungen. Da ist einmal Morag Hamilton, eine ältere Dame, die nicht nur gesundheitliche Schwierigkeiten hat, sondern sich auch noch um ihre Enkelin Alex sorgen muss. Deren Eltern zeigen nämlich wenig Interesse am Wohlergehen ihrer Tochter und ahnen nicht einmal etwas von der gefährlichen Bekanntheit, die ihr Kind im Internet gemacht hat. Leider sind die Hamiltons nicht die einzige Familie in Callies Gemeinde, hinter deren nach außen perfekter Fassade sich Kälte, Gleichgültigkeit oder sogar Schlimmeres verbergen. Im Namen der Liebe geschehen die schrecklichsten Verbrechen ...

Die Autorin

Kate Charles, in Amerika geboren, lebt schon seit vielen Jahren mit ihrem Mann und zwei Hunden im englischen Bedford. Als ehemalige Vorsitzende der Crime Writers Association und Expertin für viktorianische Kirchen und deren Geschichte hat Kate Charles bereits zahlreiche Kriminalromane geschrieben.

Lieferbare Titel

»Die Feinde der Priesterin« (978-3-453-35171-4)

»Die Schlingen des Bösen« (978-3-453-35146-2)

KATE CHARLES

Schuldig, wer vergisst

Roman

Aus dem Englischen
von Anke und Eberhard Kreuzer

Diana Verlag

Die Originalausgabe erschien 2007 unter dem Titel

Secret Sins

bei Poisoned Pen Press, Scottsdale, USA



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100

Das für dieses Buch verwendete
FSC-zertifizierte Papier *München Super*
liefert Mochenwangen Papier.

Deutsche Erstausgabe 07/2007

Copyright © 2007 by Kate Charles

Published by arrangement with Carol Chase

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2007 by

Diana Verlag, München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Printed in Germany 2007

Redaktion | Angelika Lieke

Umschlagmotiv | © Volker Beinhorn/buchcover.com

Umschlaggestaltung | Hauptmann & Kompanie Werbeagentur,

München - Zürich, Teresa Mutzenbach

Herstellung | Helga Schörnig

Satz | C. Schaber Datentechnik, Wels

Druck und Bindung | GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-453-35199-8

<http://www.diana-verlag.de>

*Für Laurel Anderson,
den größten Fan der Welt*



Callie Anson begegnete Morag Hamilton zum ersten Mal bei einer Veranstaltung der Mothers' Union, die sich die Förderung von Ehe und Familie auf die Fahnen geschrieben hatte, in der All Saints' Church in Paddington. Als kleine Diakonin hielt sie sich bewusst zurück und saß in der hinteren Reihe, während Jane Stanford, die Frau des Pfarrers, die Vortragende des Abends vorstellte. Callies Gedanken schweiften hierhin und dorthin, verweilten aber keinen Augenblick bei der Frau, die ihnen demonstrieren sollte, wie man aus Joghurtbechern und Schleifen mithilfe von Schere und Leimpistole festliche Weihnachtsdekorationen bastelt. Die Mothers' Union interessierte sie ohnehin nicht sonderlich, doch sie wusste, dass sie Janes Missfallen genauso provozieren würde, wenn sie nicht käme, wie wenn sie sich bei ihren Veranstaltungen in den Vordergrund drängte. Und so hatte sie längst begriffen, dass sie am wenigsten falsch machen konnte, wenn sie sich im wörtlichen Sinne ins zweite Glied zurückzog.

Als der richtige Gebrauch der Leimpistole erklärt wurde, schweifte Callies Aufmerksamkeit noch weiter ab, nämlich hin zu der Frau, die ihr bei den Hinterbänklern am nächsten saß. Trotz ihrer eher unauffälligen Erscheinung und zurückhaltenden Art hätte sie sich doch an die Frau erinnert, falls sie sich schon einmal begegnet wären: Sie war im mittleren

bis fortgeschrittenen Alter, klein, gedrungen, adrett, mit kräftigen Händen, die sie über der schwarzen Handtasche und dem Schottenrock gefaltet hielt. Ihr graues Haar war kurz und ordentlich, wenn auch nicht modisch geschnitten, und ihre Augen verbargen sich hinter einer Brille mit altmodisch großem Gestell. Was für Callie inmitten der gepflegten Londoner Damengesellschaft aus dem Rahmen fiel, war der Teint dieser Frau, ihre von geplatzten Äderchen geröteten Wangen, die den Eindruck machten, als hätte sie einen großen Teil ihres Lebens in weniger vornehmer Gesellschaft, unter freiem Himmel und in einem rauerem Klima als dem milden Nieselregenwetter von Paddington, Bayswater und Hyde Park verbracht.

Sobald der Vortrag zu Ende und der Applaus verebbt war, ergriff Callie die erstbeste Gelegenheit, sie anzusprechen. Alles strebte, wenn auch diskret, zur Teemaschine, doch die Frau zögerte einen Moment, und Callie drehte sich zu ihr um.

»Hallo«, sagte sie und streckte ihr die Hand entgegen. »Ich glaube, wir kennen uns noch nicht. Ich bin die Kuratin, Callie Anson.«

Die Frau hatte einen festen Händedruck. »Morag Hamilton«, sagte sie, und ihre kehlige Aussprache verriet ebenso wie ihr unenglischer Name, woher sie stammte. »Ich bin neu hier.«

»Freut mich, Sie kennenzulernen, Morag. Es ist schön, Sie bei uns zu haben. Wohnen Sie in der Pfarrgemeinde?«

»Ja, das tue ich. Sogar direkt um die Ecke.« Morag verriet mit einer Neigung ihres Kopfes, um welche Richtung es sich handelte.

»Ach, dann sind wir ja Nachbarn«, sagte Callie und hob den Blick zur Decke. »Ich habe die Wohnung da oben.«

»Über dem Laden sozusagen.« Morag lächelte. »Das kenne ich. Mein Mann war Landarzt, und wir wohnten über der Praxis.«

»In Schottland?«, wagte Callie sich vor.

»Richtig, in den Highlands«, ergänzte Morag. »Gartenbridge. Nicht weit von Aviemore. Kennen Sie die Gegend?«

Callie schüttelte den Kopf. »Nein, ich war nur ein-, zweimal in Edinburgh, aber weiter nach Schottland rein bin ich nie gekommen.«

Morag lachte kurz auf. »Edinburgh liegt so weit im Süden, dass es kaum noch zu Schottland zählt!«

»Die Highlands sollen sehr schön sein.«

»Sie sind das Paradies auf Erden.« Morag blickte über Callies Schulter hinweg in die Ferne, und ihr Gesicht bekam einen beinahe verklärten Ausdruck. »Sie sollten wirklich mal hinfahren. Nach einer Woche dort wollen Sie nie wieder weg.«

Callie packte die Neugier. Wenn die Highlands so vollkommen waren, dann fragte sich, was Morag Hamilton in London zu suchen hatte. War ihr Mann in Rente gegangen und hatte plötzlich ein Faible für die Großstadt entwickelt? Sie überlegte gerade, wie sie die Frage diplomatisch formulieren sollte, als ihr Jane Stanford zuvorkam, die mit besitzergreifender Geste die Rednerin zu den Getränken manövierte. »Callie, ich glaube, Mrs Barton könnte ein bisschen Hilfe am Teeausschank brauchen«, sagte sie in spitzem Ton und zog dabei missbilligend die Stirn in Falten, als wollte sie ihr sagen, sie hätte eigentlich auch selbst darauf kommen können. »Ich würde natürlich einspringen, aber ich muss mich um unsere Rednerin kümmern.«

»Ja, natürlich, Jane.« Callie entschuldigte sich mit einem stummen Lächeln bei Morag Hamilton, die mit einem kurzen Blick auf Jane nur vielsagend eine Braue hochzog. Die kleine Geste brachte ihr auf der Stelle Callies Sympathie ein, und sie wusste, dass sie den Neuzugang aus Schottland mochte. »Wir sehen uns nachher, Mrs Hamilton«, versprach sie, bevor sie sich umdrehte. »Zum Tee und einer gefüllten Pastete geht's hier lang.«

»Bitte nennen Sie mich Morag«, erwiderte die andere Frau.
»Und ich würde mich freuen, Sie wiederzusehen.«

Rachel Norton wachte ganz allmählich auf, und nicht, weil es draußen schon hell gewesen wäre. Die einzige Lichtquelle kam vielmehr aus dem angrenzenden Badezimmer, ein heller Streifen rund um die gelaugte Kiebertür. Diese viktorianischen Häuser besaßen viele Reize, doch für die echten, alten Stilelemente musste man ein paar Dinge in Kauf nehmen, wie etwa Türen, die nicht ganz in ihren Rahmen passten, oder Schiebefenster mit Einfachverglasung, die kalten, stürmischen Tagen im Winter nicht viel entgegensetzen hatten.

Noch im Zustand zwischen Wachen und Schlafen konnte Rachel nicht recht sagen, ob sie von Geräuschen im Badezimmer oder den Bewegungen des Babys geweckt worden war. Unter der Bettdecke strich sie sich mit der Hand über die große Wölbung ihres Bauchs und konnte sich noch immer nicht ganz an die Gestalt gewöhnen, die sie über die letzten Monate angenommen hatte. Ja, das Baby strampelte, alles in Ordnung.

Sie wechselte die Stellung und legte sich schließlich auf den Rücken – alles andere war zu unbequem.

Der Spalt rund um die Badezimmertür verwandelte sich in ein lichtgefülltes Rechteck, als Trevor hereinkam, bereits mit Sporthose, grauem T-Shirt und seinen neuen teuren Laufschuhen bekleidet. Seinen iPod hatte er mit einer speziellen Halterung am Oberarm befestigt.

»Morgen«, murmelte Rachel.

»Oh, Schatz.« Trevor kam ans Bett und beugte sich über sie, um ihre Stirn zu küssen. »Ich hoffe, ich hab dich nicht geweckt – ich hab versucht, leise zu sein.«

»Das Baby hat gestrampelt.«

Trevor lachte zärtlich und streichelte die Decke über der Wölbung. »Er wird ein Fußballspieler. Denk an meine Worte, Liebes!«

»Du weißt natürlich ganz genau, dass es ein Junge wird.« Rachels Protest kam halbherzig und automatisch, fast wie ein Ritual. Der Ultraschall hatte kein klares Bild ergeben, doch Trevor ließ sich nicht beirren.

»Kann gar nicht anders sein. Ein schöner blonder Junge.« Trevor nahm eine Strähne von Rachels dichtem blondem Haar und zwirbelte sie sich liebevoll um den Finger, bevor er sich auf die eigenen kurz geschnittenen, nicht viel dunkleren Haare klopfte. »Was sonst?«

Rachel wechselte das Thema. »Wie spät ist es?«

»Sieben. Wie immer, wenn ich joggen gehe.«

Man konnte tatsächlich die Uhr danach stellen, dachte sie. Um sieben Joggen am Kanal – sommers wie winters, im Hel- len oder im Dunkeln – dann zum Duschen und für ein schnelles Frühstück nach Hause und um halb neun an den Schreibtisch.

Trevor war viel glücklicher, seit er nicht mehr in die City zur Arbeit musste. Sein Büro lag am anderen Ende des Flurs, in dem großen Erkerzimmer an der Straßenseite. Als sie das Haus vor einem halben Jahr kauften, hatte Rachel sich ge- wünscht, dort das Schlafzimmer einzurichten, doch Trevor war hartnäckig geblieben. »Ich werde mehr Zeit im Arbeits- zimmer verbringen als im Bett – und du wahrscheinlich auch. Ist einfach sinnvoller, den größten Raum dafür zu neh- men. Platz für sämtliche Computer und Aktenschränke. Und gutes Licht.« Sie hatte nicht wirklich darum gekämpft. Schließlich war es ein geräumiges Haus, und ihr Schlafzim- mer an der Rückseite war tatsächlich groß genug. Außerdem hatten sie einen Durchbruch zum angrenzenden Schlafzim- mer gemacht und ein Bad eingerichtet, was ihnen immer noch einen dritten Raum fürs Kinderzimmer ließ.

Von der schmuddeligen, beengten Wohnung in Stoke Newington, die sie sich bis zu ihrer Hochzeit einige Jahre ge- teilt und in der sie auch noch das erste Jahr ihrer Ehe ver-

bracht hatten, bis zu diesem stattlichen Heim hatten sie es weit gebracht. Trevor war ein Computer-Genie – das hatte sie ihm schon immer bestätigt, und als sein Chef wieder einmal auf ihm herumhackte, antwortete er ihm, er könne sich seinen Job sonst wohin stecken. Er machte sich als unabhängiger IT-Berater selbstständig und nahm einige – nein, viele – seiner alten Kunden mit. Die Mund-zu-Mund-Propaganda trug noch das ihre bei, und jetzt brummte das Geschäft. In praktischer Nähe zum Kanal- und damit zur Joggingstrecke, hatten sie die viktorianische Doppelhaushälfte in Paddington gekauft und Stoke Newington für immer hinter sich gelassen.

Auch Rachel kündigte ihre Stelle. Sie hatte als Buchhalterin in derselben Firma wie Trevor gearbeitet, in der sie sich auch kennenlernten. Trevor bestand darauf, dass sie stattdessen zukünftig ihm die Bücher führen könne. Schließlich bräuchte er jetzt, wo die Geschäfte so gut liefen, eine versierte Buchhalterin. Die tägliche Fahrerei vermisste sie weiß Gott nicht, ihre Kollegen und Freunde dagegen schon. Sie hatte seit ihrer Schulzeit in dem Unternehmen gearbeitet, und so waren diese Leute für sie fast wie eine Familie. Die angenehmen Kaffeepausen, die kleinen Geheimnisse, die man mittags bei einem Sandwich austauschte, die Drinks in der Eckkneipe nach Feierabend: All das hatte sie gar nicht richtig zu schätzen gewusst, bis sie beschlossen hatte, ihre Arbeit tatsächlich aufzugeben. Jetzt, wo sie diese Dinge nicht mehr hatte, erschienen sie ihr unendlich kostbar, und sie trauerte ihnen in einem Maße nach, das sie nie für möglich gehalten hätte.

Und nun, wo das Baby unterwegs war, wollte Trevor, dass sie überhaupt nicht mehr arbeitete. »Wir brauchen das Geld nicht«, sagte er oft. »Du kannst zu Hause bleiben und dich nur um das Baby kümmern.«

»Aber deine Bücher ...«

»Ich kann einen Buchhalter einstellen«, hatte Trevor großspurig erklärt. »Ich gebe eine Annonce auf.«

Das Baby trat sie wieder, diesmal heftiger als davor. Rachel zuckte zusammen und massierte sich den Bauch.

»Ich bin dann mal weg.« Trevor beugte sich über sie und streifte ihre Lippen mit einem zarten Kuss. »Gleich wieder da. Du brauchst dich mit dem Aufstehen nicht zu beeilen, Liebling. Lass dir ruhig Zeit.«

»Viel Spaß«, rief sie ihm nach.

»Joggen soll nicht Spaß machen«, rief ihr Trevor ins Gedächtnis, während er sich die Kopfhörer des iPod in die Ohren steckte und auf die Play-Taste drückte. Er winkte noch einmal über die Schulter und ging bereits im Flur in Laufschrift über.

Rachel wartete, bis sie die Haustür zufallen hörte, dann setzte sie sich mühsam auf und zog ihren Laptop unter dem Bett hervor. Sie balancierte ihn auf ihrem Bauch, klappte ihn auf, stellte die Verbindung zum Internet her und rief ihre E-Mails ab.

Neville Stewart hatte seinen Freund Mark Lombardi seit Wochen nicht gesehen. Zwar waren sie sich auf dem Polizeirevier gelegentlich über den Weg gelaufen und hatten ein-, zweimal zusammen in der Kantine gegessen, doch es schien, als sei es mit den alten Tagen der gemeinsamen Junggesellenabende im Pub vorbei.

Es hatte keinen Streit gegeben; sie hatten ihre Gewohnheiten nicht mit Absicht geändert. Es hatte sich nur so ergeben, dass die zwei eingefleischtesten Singles des Reviers gleichzeitig eine Beziehung eingegangen waren und nichts mehr so war wie früher.

Heute allerdings wusste Neville nicht so recht weiter, er war unruhig und vermisste die alte Kameradschaft mit Mark.

Es gab einen tieferen Grund für seine Rastlosigkeit, über den er nicht allzu gern nachdachte.

Triona.

Er hatte den gegenwärtigen Zustand, dieses Auf-der-Stelle-Treten, eindeutig satt. Ihre Beziehung litt an Perspektivlosigkeit. Wieso war sie nur so stur?

Sie waren sich vor einigen Monaten wieder über den Weg gelaufen - neun Jahre nach einer kurzen, aber heftigen Affäre, die bei ihnen beiden Narben hinterlassen hatte. Der Funke sprang immer noch über, stellte Neville vom ersten Augenblick an fest. Triona hatte auf ihn eine Wirkung, wie keine andere Frau vor oder nach ihr es je gehabt hatte.

Er hatte sie eingeladen, mit ihm essen zu gehen, und sie hatte angenommen.

Er hatte sie von zu Hause abgeholt - von ihrer piekfeinen Wohnung in einem umgebauten Lagerhaus mit Blick über den Fluss.

Aus dem Essen war nichts geworden. Sie waren nur bis in ihr Schlafzimmer gekommen.

Neville blätterte die Papiere auf seinem Schreibtisch durch, ohne richtig hinzugucken, während er an diese Nacht mit einer komplizierten Mischung aus brennendem Verlangen, Selbstmitleid und Ärger zurückdachte.

Es war so gut wie früher gewesen. Sogar noch besser. Triona war inzwischen reifer, eine erwachsene Frau, die wusste, was sie wollte und wie sie Lust bereiten konnte, ohne dass sie ihre spontane animalische Energie eingebüßt hätte. Er kannte sie so gut, hatte jede Einzelheit ihres Körpers vor Augen, und dennoch war sie eine Fremde für ihn, eine Quelle ungeahnter Freude.

Diese erste Wiedersehensnacht war die beste, unvergessenste Nacht in Nevilles bisherigem Leben gewesen. Wäre es nach ihm gegangen, hätte es nie geendet. Er hatte - selbstverständlich - angenommen, dass dieser ersten Nacht noch viele weitere folgen würden.

Als er am Morgen danach Triona in den Armen hielt, während sie ihren Kopf an seine Brust schmiegte, hatte er sich im Schlafzimmer umgesehen. »Eine tolle Wohnung«, sagte er und spielte mit einer Strähne ihres langen schwarzen Haars. Als sie sich das erste Mal begegneten, war es kürzer gewesen – wild und lockig und kaum in den Griff zu bekommen. Jetzt hatte sie es wachsen lassen und trug es tagsüber zu einem ordentlichen, eleganten Knoten gezähmt. In jener Nacht allerdings hatte er es entfesselt, und es war wieder zu der ungebändigten Lockenpracht aufgesprungen. »Hast du sie gekauft? Ich nehme mal an, du hast keine Lust, wieder in meine alte, schmutzige Bude zurückzukommen. Wäre wahrscheinlich sinnvoller, wenn ich bei dir einziehen würde.«

Triona hatte den Kopf verdreht und ihn angestarrt, sodass der schläfrige Schleier aus ihrem Blick verschwand. »Wovon zum Teufel redest du da?«

»Von meiner Wohnung. Ist immer noch dieselbe in Shepherd's Bush. Nicht schöner als damals und nicht eben praktisch für deinen Job in der City. Das hier wird zwar ein bisschen mehr Fahrerei für mich, aber ...«

Als er den Ausdruck in ihrem Gesicht sah, sprach er den Satz nicht zu Ende. »Red keinen Blödsinn, Neville.« Triona setzte sich auf und wickelte sich in die Decke. »Keiner von uns zieht irgendwo anders ein.«

»Aber ...« Er streckte die Hand nach ihr aus; sie zuckte zurück.

»Es ist passiert«, sagte sie spitz. »Es ist einfach passiert, okay? Und ich hab es genossen. Das leugne ich gar nicht. Aber es wird sich nicht wiederholen. Du irrst dich, wenn du meinst, wir wären wieder zusammen. Da irrst du dich gewaltig.«

Irgendwann war sie ein wenig nachgiebiger geworden. »Wenn du mich wiederhaben willst«, sagte sie, »dann musst

du es beweisen. Du musst um mich werben. Du kriegst mich nicht noch mal ins Bett. Wir vergessen, was gestern war, und tun so, als wären wir uns gerade zum ersten Mal begegnet.«

»Aber damals haben wir schon einen Tag, nachdem wir uns kennengelernt hatten, miteinander geschlafen«, rief Neville ihr ins Gedächtnis. »Und ein paar Tage später bist du bei mir eingezogen.«

Sie verzog die Mundwinkel zu einem Lächeln. »Wir waren vielleicht keine Musterexemplare«, räumte sie ein, »aber diesmal wird es anders sein, Neville. Wenn du wirklich eine Beziehung willst, dann zu meinen Bedingungen. Und die sind höchst einfach. Mit einem Wort: Du musst um mich werben.«

Wie sie es sagte, so meinte sie es auch. Und er hatte sich die Beine ausgerissen, es ihr recht zu machen. Einladungen zum Abendessen, Blumen, das volle Programm.

Nachdem dieses Spielchen nun schon seit Wochen so ging, hatte Neville die Nase voll. Von der Künstlichkeit, von der Frustration. Sie traten auf der Stelle.

Gestern Abend hatte er sie zur Rede gestellt. Nach dem Dinner - zugegeben, ein schöner, romantischer Abend - hatte er sie gedrängt, einen Schritt weiterzugehen. »Lass mich diese Nacht bleiben«, hatte er gebettelt. »Findest du nicht, wir haben lange genug gewartet?«

Triona war unerbittlich gewesen. »Auf keinen Fall, Neville. Du kapiert es einfach nicht, oder?«

Er hatte mit einer einzigen Frage die Sache auf den Punkt gebracht. »Willst du mit mir zusammen sein oder nicht?«

Sie hatte den Blick gesenkt und den Kopf abgewandt. »Darum geht es nicht.«

Aus Nevilles Sicht ging es aber genau darum. Er wollte mit ihr zusammen sein. Bei ihr sein - in ihrem Bett, in ihren Armen. Gott, wie sehr er sich das wünschte! Doch

von den Spielchen hatte er genug. Was zu viel war, war zu viel.

Heute Abend, nahm er sich vor, stand er nicht zur Verfügung. Und morgen Abend vielleicht auch nicht. Er würde sie schmoren lassen.

Er griff nach dem Telefon und rief Mark Lombardi an.

Jane Stanford hatte Weihnachten, auch wenn es für ihren Mann Brian stets eine sehr hektische Zeit war, schon immer große Bedeutung beigemessen und versucht, es für ihre Familie zu etwas Besonderem zu machen.

Bei den mageren Bezügen eines Pfarrers konnte man es sich nicht erlauben, für das ganze Drumherum Geld zum Fenster hinauszuerwerfen, und so musste Jane sehr sorgfältig planen. Das ganze Jahr über legte sie kleinere Beträge zur Seite und bemühte sich dann, das Beste aus dem wenigen, was sie hatten, herauszuholen. Frisch geschlagene Bäume wurden immer teurer; vor einigen Jahren hatte sie einen sehr schönen bei einem Wohltätigkeitsbasar der Kirche erstanden und einige Dekorationen selbst gebastelt. Aus Wollresten hatte sie Krippenfiguren gestrickt, für den Kranz an der Haustür im Park ein paar Kiefernzapfen aufgesammelt und dazu die Schleife aus einem uralten Blumengesteck wiederverwertet. Am letzten Sonntag vor Beginn der Adventszeit hatte sie ihren eigenen Plumpudding gebacken, und der Früchtekuchen, den sie dank eines großzügigen Gemeindeglieds mit einem Schuss Brandy würzen konnte, stand sogar noch länger in der Speisekammer, um richtig durchzuziehen.

Ihre Gemeindeglieder waren sehr spendabel, dachte Jane, besonders zu Weihnachten, wo sie den Stanfords genügend Flaschen zukommen ließen, um sie durch die ersten Monate des neuen Jahres zu bringen. In ihren Augen war es tatsächlich ihre und Brians Gemeinde und nicht nur die

ihres Mannes. Sie war seine Partnerin in seinem Amt und stolz auf ihre Berufung als Pfarrersfrau. Darin fühlte sie sich all den modernen Ehefrauen von Geistlichen überlegen, die ihren rechtmäßigen Platz im Zentrum der Gemeinde nicht zu schätzen wussten und stattdessen arbeiten gingen. Oder sich heutzutage gar selbst ordnieren ließen!

Das brachte Janes Gedanken unwillkürlich auf Callie Anson, die Kuratin ihres Mannes. Warum sie Brian nicht wieder einen netten jungen Mann zugeteilt hatten, konnte sie nicht begreifen. Bis jetzt waren die Kuraten immer nette junge Männer gewesen: einige angenehmer als andere, einige intelligenter oder begabter als andere, aber stets Männer. Die netteren hatte Jane fast wie Familienmitglieder behandelt, wie ältere Brüder der Zwillinge; sie hatte sie zum Essen eingeladen und manchen sogar die Wäsche besorgt. Doch so sehr sie sich auch bemühte, wurde sie mit Callie Anson einfach nicht warm.

Sie war nicht wirklich eifersüchtig auf Callie – jedenfalls nicht richtig. Sie hielt Callie nicht für eine laszive Versucherin, die es darauf anlegte, ihr den Mann auszuspannen, auch wenn Jane andererseits wusste, dass solche Dinge zwischen Pfarrern und weiblichen Kuraten schon vorgekommen waren. Sie hatte ein, zwei entsprechende Artikel in der Zeitung gelesen. Aus Nähe konnte Intimität entstehen, und wenn Menschen durch ihren Beruf Tag für Tag zusammen waren und vertrauliche Informationen miteinander teilten ... Nun ja, wer weiß, wohin das führen konnte? Das sollte natürlich nicht heißen, dass sie Brian misstraute.

Er hatte vorgeschlagen, Callie zum Weihnachtsmittagessen einzuladen. Das kam für Jane überhaupt nicht infrage. »Sie hat ihre eigene Familie«, hielt sie dagegen. »Ihre Mutter wohnt in Kensington, nicht wahr? Und hat sie nicht auch noch einen Bruder? Wieso sollte sie zu uns kommen? Weihnachten ist ein Familienfest.«

»Ich dachte nur, es wäre nett, es ihr anzubieten«, sagte Brian nachsichtig. »Ich glaube, mit ihrer Mutter versteht sie sich nicht allzu gut, und als Tom Kurat war, hast du ihn mindestens zwei Mal zu Weihnachten eingeladen.«

»Das war was anderes«, entgegnete Jane, auch wenn sie nicht erklären konnte, weshalb.

Zum ersten Mal würden die Jungen aus Oxford heimkommen. Jane und Brian hatten sie einmal während des Semesters besucht und sie zum Essen eingeladen, doch Charlie und Simon waren seit Semesterbeginn noch nicht wieder zu Hause gewesen.

Daher war es diesmal etwas Besonderes, und Jane war fest entschlossen, dieses Weihnachten für die Familie Stanford zu etwas ganz Besonderem zu machen, ohne Kuraten oder andere Schmarotzer, die es verderben konnten.

An diesem Abend fühlte sich Jane gegenüber Callie Anson erst recht nicht in Geberlaune: Brian, der zwei Karten zu einem exklusiven vorweihnachtlichen Benefizkonzert bekommen hatte, hatte beschlossen, Callie Anson mitzunehmen statt seiner Frau. Jane war davon überzeugt, ihre Enttäuschung sehr gut vor ihm verborgen zu haben; sie hatte es sogar geschafft, ihm betont unbekümmert einen schönen Abend zu wünschen.

»Macht es dir auch bestimmt nichts aus?«, hatte Brian im letzten Moment gefragt - viel zu spät, um noch irgendetwas ändern zu können, falls sie ehrlich gewesen wäre.

»Ich mach's mir einfach allein gemütlich«, hatte Jane ihm versichert.

Sie wärmte sich ein Resteessen auf und hörte sich *The Archers* im Radio an. Danach schaute sie in der Programmzeitschrift nach, was im Fernsehen lief. Als sie feststellte, dass sie keine der aufgeführten Sendungen interessierte, versuchte sie, sich in ihren Schmöker aus der Bücherei zu vertiefen.

Doch sie konnte das Bild nicht aus dem Kopf bekommen, wie sich Brian mit Callie Anson amüsierte: wie sie zusammen das Konzert hörten, danach das köstliche Essen beim Empfang der Livery Company genossen, wie sie mit interessanten und wichtigen Leuten plauderten. Brian würde ihnen Callie vorstellen und mit ihr prahlen. Callie mit ihrem glänzenden braunen Haar und ihrer attraktiven Figur, vermutlich in einem brandneuen Kleid.

Sie zwang sich, an etwas anderes zu denken - an Weihnachten und an die Jungen.

Sie legte das ausgeliehene Buch, das ohnehin nicht so spannend war, zur Seite, stand auf und ging zum Telefon. Spontan wählte sie Simons Handynummer. Ein Plausch mit ihm war genau, was sie jetzt brauchte, um sich ein bisschen zu trösten. Mütter durften keine Lieblingskinder haben, erst recht nicht bei Zwillingen, und das war bei Jane auch nicht der Fall, nicht direkt. Sie liebte ihre beiden Jungs über alles. Doch Simon war ihr im Temperament viel ähnlicher und von allen Menschen auf der Welt derjenige, der ihre Stimmungen am schnellsten verstand und dann meistens genau richtig darauf reagierte.

»Mum?«, meldete sich Simon, als er ihre Stimme hörte. Er klang überrascht. Und bildete sie sich das nur ein oder klang er wirklich nicht erfreut?

»Hallo, Liebling, ich wollte mich nur mal melden.«

»Ehm ... Mum. Kann ich dich später zurückrufen?«

Ihre mütterlichen Antennen, die auch das kleinste Signal empfangen, vibrierten. »Alles in Ordnung?«

»Ja. Ich bin nur gerade ... es geht im Moment schlecht, ja?«

»Ist nicht so wichtig«, versicherte sie ihm. »Du brauchst nicht zurückzurufen.«

»Ist gut, also dann tschüs, Mum.« Er legte auf.

Jane blieb einen Moment reglos stehen und starrte auf den Hörer in ihrer Hand. Was zum Teufel stimmte da nicht?

Charlie würde es wissen. Er und sein Zwillingbruder hatten sich immer überaus nahegestanden. Jane wählte seine Nummer. Er meldete sich, nachdem es ein paarmal geklingelt hatte.

Nunmehr vorsichtig geworden, fragte sie ihn: »Hast du einen Moment Zeit oder störe ich?«

Charlie lachte. »Ich arbeite gerade an einem Referat. Folglich bin ich über die Unterbrechung hochofrennt, Mum. Was gibt's?«

Was sollte sie sagen? »Ich hab mich nur über Simon gewundert«, sagte sie. »Ich habe ihn eben angerufen, und er ... na ja, ich hab mich nur gefragt, ob irgendwas nicht stimmt.«

»Ach so«, sagte Charlie. »Wahrscheinlich ist er gerade bei Ellie. Und möchte nicht gestört werden, wenn du verstehst, was ich meine.«

»Ellie?«

Am anderen Ende herrschte kurzes Schweigen. »Hat er dir nicht ...?«, fing Charlie an. »Oh, Mist.«

»Wer ist Ellie?« Jane hörte, dass ihre Stimme schrill klang, als sie den Namen aussprach, ihn auf der Zunge schmeckte und instinktiv wusste, dass er ihr noch vertraut werden würde.

»Er hat gesagt, er würde mit dir reden. Schon vor Wochen, Mum. Ich dachte, das hätte er auch getan.«

»Mit mir über was reden?« Sie ließ ihre Stimme bewusst ruhig klingen.

»Über Ellie.« Charlie seufzte. »Seine Freundin.«

»Freundin?«

»Er hat sie bei einer Erstsemesterveranstaltung kennengelernt. Sie sind sofort miteinander ausgegangen, und seitdem sind sie unzertrennlich. Er verbringt seine ganze Zeit mit ihr - ich sehe ihn seit Wochen kaum noch.« Charlie seufzte wieder. »Ich dachte wirklich, er hätte es dir gesagt, Mum.«

»Nein«, antwortete sie und spielte mit dem Telefonkabel, indem sie versuchte, die verhedderte Stelle in der Spirale aufzudröseln. »Aber wieso, Charlie? Wieso hat er es mir nicht erzählt?«

Charlie sprach langsam, als wählte er seine Worte mit Bedacht. »Vielleicht dachte er, du bist eifersüchtig.«

»Eifersüchtig?« Jane brachte ein Lachen heraus, das selbst in ihren eigenen Ohren aufgesetzt klang. »Wieso sollte ich eifersüchtig sein? Simon hat immer Freundinnen gehabt. Ihr beide hattet welche. Die ganze Schulzeit hindurch.« Und das stimmte: Es war nur natürlich. Ihre Söhne waren gut aussehende junge Männer aus Fleisch und Blut. Natürlich hatten sie ihre Freundinnen gehabt.

»Freundinnen, ja.« Charlie räusperte sich. »Mit Ellie ist das was anderes, Mum. Es ist ... was Ernstes.«

»Aber er kennt sie doch erst seit ein paar Wochen.«

Charlie brachte ein trockenes Kichern heraus. »Du hat uns immer erzählt, dass du in dem Moment, wo du Dad begegnet bist, gewusst hast, dass er der Richtige ist.«

»Ja, aber ...« Es sah Charlie ähnlich, sie daran zu erinnern und den Spieß umzudrehen.

»Ellie ist die Richtige, Mum.« Sein Ton war einfühlsam, als brächte er einem Kind möglichst schonend eine schlechte Nachricht bei. »Glaub mir, sie ist die Richtige.«

Neville und Mark hatten sich an einem chinesischen Imbiss nicht weit vom Bahnhof verabredet. »Triffst sich gut«, sagte Mark, als sie einander über ein rotes Tischtuch hinweg ansahen. »Callie ist heute Abend aus. Mit ihrem Chef, dem Pfarrer. Irgend so 'ne pikkefeine Veranstaltung.«

»Wehret den Anfängen«, warnte Neville und grinste. »Am Ende gibt sie dir noch seinetwegen den Laufpass.«

Mark lächelte. »Keine große Gefahr. Er ist verheiratet.«

»Und du meinst, das ist ein Hinderungsgrund?«